

(Nachdruck verboten.)

19]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Auf der Konsole, die den Weihkessel trug, enthielt ein Schild in großen Buchstaben folgende Mahnung:

Wenn das Gesetz der Liebe nicht gestattet,
Ein Verbrechen zu begehen,
So ist es ebenso wenig erlaubt,
Im Hause des Herrn auf die Erde zu spucken."

Es gab nicht einen Menschen in ganz Palmar, der nicht diese Worte bewunderte, nach der Behauptung des Onkel Paloma das Werk eines Wikars, der zu der Zeit gewirkt, als er noch ein kleiner Junge war. Jeder hatte sich geübt, die Worte in den zahllosen Messen zu entziffern, die man als guter Christ in seinem Leben hatte anhören müssen. Doch wenn man auch die Worte bewunderte, so machte man sich den Rat doch nicht zu eigen, und die Fischer, ohne die geringste Rücksicht auf das Gesetz der Liebe, spuckten mit ihren katarrhalischen Amphibienlungen um die Wette, störten die religiösen Zeremonien und beschmutzten die Dielen der Kirche, während der zelebrierende Priester seinen Gemeindefindern einen wütenden Blick zuschleuderte.

Wie hatte Paloma einen Pfarrer gekannt, der sich mit dem Vater Miguel vergleichen ließ. Man behauptete, er wäre hierher zur Strafe versetzt worden, aber wenn das der Fall war, so hatte er sich mit seiner Strafversetzung sehr gut abgefunden. Ein unermüdlicher Jäger, zog er nach der Messe seine langen Samaschen an, setzte sich einen Pflanzerbhut auf den Kopf und stürzte in Begleitung seines Hundes nach der Dehesa oder ließ auch seine Barke nach den kleinen Kanälen laufen, um Wasserrenten zu schießen. Er mußte sich doch in seiner traurigen Position ein bißchen helfen, meinte er, sein Gehalt überstieg kaum einen Peseta pro Tag, und er hätte elendiglich wie seine Vorgänger Hungers sterben müssen, hätte ihm nicht sein Gewehr, das die Feldhüter stillschweigend duldeten, täglich Fleisch für seine Tafel geliefert. Die Frauen bewunderten den starken Mann, der sie ein bißchen mit Faustschlägen leitete, während die Männer mit seinen weitherzigen Ideen durchaus nicht unzufrieden waren.

Wenn der Altare die Nacht in Valencia bleiben mußte, so übertrug er seine Amtspflichten Don Miguel, und dieser, über die Abwechslung höchst erfreut, ließ zunächst den Leutnant der Seekarabinieri zu sich kommen.

„Wir beide sind jetzt die einzigen Behörden des Dorfes; passen wir also gut auf.“

Dann patrouillierten sie, den Karabiner auf der Schulter, die ganze Nacht über, gingen in die Schenken, um die Leute nach Hause zu schicken, und kehrten von Zeit zu Zeit im Pfarrhaus ein, um ein Gläschen zu trinken. So gingen sie bis zum Tagesanbruch herum, bis Don Miguel seine Waffe und seine Schmugglerkleidung wieder ablegte, um die erste Messe abzuhalten.

Sonntags betrachtete er, während er das göttliche Opfer vollzog, die Gläubigen und hielt namentlich die Augen auf die gehestete, die häufig spuckten, auf die Matrosenweiber, die schlecht von ihren Nachbarinnen redeten, und auf die Burschen, die sich in der Nähe der Tür prügelten; wenn er sich dann vor dem Altar umdrehte und seinen großen Körper aufrichtete, um allen den Segen zu erteilen, dann schmetterte er die Schuldigen mit einem so wütenden Blick nieder, daß sie zu zittern angingen.

Er hatte mit heftigen Fußritten den Trunkenbold Sangonera fortgejagt, als er ihn zum dritten oder vierten Male dabei abfaßte, wie er den Wein in der Sakristei austrank. Eine heftige Gemütsart begleitete alle seine heiligen Handlungen, und häufig legte er sich mitten in der Messe nicht die geringste Reserve auf, um dem Nachfolger Sangoneras einen tüchtigen Fußtritt zu verfehlen, wenn er in seinen Antworten stockte oder das Evangelium nicht schnell genug wechselte, wobei er eifrig mit der Zunge schnalzte, gerade, wie er es bei seinem Jagdhund gewohnt war.

Seine Moral war sehr einfach. Sie saß im Magen. Wenn seine Schützbesohlenen im Beichtstuhl ihre Fehler auf-

zählten, dann war die Buße, die er ihnen auferlegte, immer dieselbe. Sie sollten mehr essen; der Dämon wachte sie nur, wenn sie schlaff waren. Er sagte gern: gute Bissen und weniger Sünden. Wenn aber jemand bei der Antwort sein Elend vorschob, dann wurde der Pfarrer wütend und stieß einen heftigen Fluch aus. „Undankbare Geschöpfe! Sie nannten sich arm und lebten in der Abusera, der besten Gegend der Welt. Er kam doch hier auch mit seinen fünf Realen täglich aus und lebte besser als ein Patriarch. Man hat ihn nach Palmar geschickt, und er würde seine Stellung nicht mit der eines Dombherrn von Valencia vertauschen. Für wen hatte der liebe Gott denn die Schnepfen der Dehesa erschaffen, die in Scharen wie die Mäden herumflogen, die Kaninchen, die so zahlreich wie die Gräser waren, und all das andere Wildpret, das zu Hunderten vom See aufflog, wenn man nur das Schilfrohr bewegte; es sollte ihnen wohl gerupft, gesalzen und gebraten in die Schüsseln fallen? . . . Nein, nein, in Wahrheit war nur eine größere Arbeitsfreudigkeit und eine größere Gottesfurcht nötig. Es genügte nicht, Kalfischer zu sein, stundenlang in einer Barke zu sitzen wie ein altes Weib und dieses weichliche Fleisch mit dem Schlammgeschmack zu verzehren. Gerade das machte die Fischer so schwächlich, daß einem schlimm wurde, wenn man sie nur zu sehen bekam. Der Mann, der wirklich ein Mann ist, Himmelbonnertwetter, muß sich selbst seinen Lebensunterhalt mit der Hinte erobern.“

Seit Palmsonntag, von der Zeit ab, wo ganz Palmar sein Herz im Beichtstuhl ausschüttete, knallte es fortwährend in der Dehesa und auf dem See, und die erschrockenen Feldhüter fragten sich, wem sie diese neu erwachende Leidenschaft für die Jagd zuschreiben hatten.

Am diesem Tage zerstreute sich die Menge, als die Messe ein Ende nahm, auf dem kleinen Marktplatz des Dorfes. Die Frauen hatten es gar nicht eilig, nach Hause zu gehen und das Essen zu kochen. Sie blieben zusammen mit den Männern vor der Schule, wo man die Ziehung vornehmen sollte; das war das schönste Gebäude von Palmar, das einzige, das zwei Stockwerke hatte, ein kleines Haus, in dem sich unten die Klasse für die Knaben und oben für die Mädchen befand.

In der oberen Etage fand die Zeremonie statt, und durch die geöffneten Fenster sah man den Aguazil mit Hilfe Sangoneras den Tisch, den Präsidentensessel für die bedeutende Persönlichkeit aus Valencia und die Schulbänke zurechtrücken, auf denen die Fischer saßen, die als Gemeindeglieder eingetragen waren.

Die ältesten Leute des Dorfes gruppieren sich um den einzigen Baum, der den Platz schmückte. Dieser alte, verküppelte Baum, der vom Berge losgerissen worden, um auf diesem Schlammboden langsam dahinzusinken, war der Versammlungsort des Dorfes, der Punkt, wo sich alle seine bürgerlichen Handlungen abrollten. Unter seinen Zweigen wurden die Fischverträge abgeschlossen, die Marken ausgetauscht und die Male an die Händler der Stadt verkauft. fand jemand im Abuserasee eine herrenlos herumschwimmende Ruderstange oder ein Fischgarn, so legte er es zu den Füßen des Mannes nieder, und jeder zog daran vorüber, bis der rechtmäßige Besitzer das besondere Zeichen an seinem Fischgerät erkannt hatte.

Mit der zitternden Aufregung von Leuten, deren Schicksal ganz vom Zufall abhängt, sprachen alle von der nächsten Ziehung. In einer Stunde mußte es sich für jeden entscheiden, ob ihm im nächsten Jahre Elend oder Ueberfluß bestimmt war. In den einzelnen Gruppen sprach man von den sechs ersten Posten, den besten der Gegend, den einzigen, die einen Fischer reich machen konnten. Das waren die Posten der Sequiota oder die unmittelbar sich daran anschließenden, denn diesen Weg schlugen die Male ein, wenn sie in stürmischen Nächten bis zum Meere flohen und dabei in die aufgestellten Netze hineinschossen, die sie scharenweise zu Gefangenen machten.

Der Onkel Paloma sprach von den vergangenen Zeiten, als die Leute sich noch nicht wie die Kaninchen in der Dehesa fortpflanzten. Damals gab es nur sechzig Fischer, die an der Ziehung teilnahmen, — die einzigen, die zur Gemeinde

gehörten. Wieviel waren es jetzt? Bei der Ziehung des letzten Jahres waren mehr als hundertundfünfzig Fischer aufgetreten. Wenn die Bevölkerung in diesem Maße weiter wuchs, dann würden jedenfalls bald mehr Fischer als Male da sein, und Palmar würde seinen Hauptvorteil verlieren: die ausgezeichneten Fischposten, die dem Orte vor den anderen Dörfern des Sees große Vorteile sicherten.

Der Onkel Paloma ärgerte sich stets über die anderen Teilnehmer, die Fischer von Catarroja, die ebenfalls an der Ziehung Anteil hatten. Er haßte sie ebenso sehr wie die Adorbürger, die den See zerstörten, um neue Felder daraus zu schaffen. Nach den verächtlichen Bemerkungen des Schiffers waren diese Leute, die fern vom See in den entlegensten Teilen von Catarroja lebten und auf den Feldern arbeiteten, nichts weiter als Gelegenheitsfischer; nur der Hunger trieb sie zum See, weil sie gerade kein einträglicheres Gewerbe fanden.

Tief in der Seele des Onkel Paloma eingewurzelt saß der Haß gegen diese hochmütigen Menschen, die sich die ersten Besitzer des Abuserasees nannten. Nach ihrer Meinung waren die Leute von Catarroja die ersten Fischer, ihnen hatte der glorreiche Don Jaime nach der Eroberung von Valencia zum ersten Male das Privilegium verliehen, den See auszubenten, wofür sie nur den fünften Teil des Fischzuges abzutreten hatten.

„So, und was waren während dieser Zeit die Leute von Palmar?“ fragte Onkel Paloma. Und in Wut geriet er, wenn er die Antwort der Leute von Catarroja vernahm. „Palmar“, sagten sie, „hätte diesen Namen erhalten, weil es eine ganz kleine Insel war, auf der Zwergpalmenbäume wuchsen. In früheren Jahrhunderten kamen aber die Leute aus Torrente und anderen Dörfern, die sich mit der Aufzucht von Besen beschäftigten; sie ließen sich auf der Insel nieder, sammelten dann ihren Vorrat für das ganze Jahr und segelten wieder ab. Mit der Zeit entschlossen sich einige Familien dazubleiben. Die Besenfabrikanten verwandelten sich in Fischer. Dadurch schädigten sie auf das Ichhafteste die einfachen, redlichen Leute von Catarroja, die den Abuserasee nie verlassen hatten.“

Man mußte diese Entrüstung des Onkel Paloma sehen, wenn er diese Reden seiner Gegner wiederholte.

Die Leute von Palmar, die besten Fischer des Sees, Abkömmlinge von Besenbindern, die aus Torrente und anderen Orten gekommen sein sollten, wo man nie einen Mal gesehen hatte. So etwas tat einem wirklich weh . . . bei Gott, man hatte viel Leute um geringerer Verbrechen halber mit dem Dreizack durchbohrt, er für seinen Teil war fest überzeugt und sagte das frei heraus, daß das alles nur gemeine Lügen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

Von Ernst Schur.

Im Mittelpunkt der Ausstellung des Salons Cassirer steht diesmal Louis Corinth und zwar machen seine Werke in der Gesamtheit jetzt einen imponierenden Eindruck. Das Gewalttame, Stoffliche, das er sonst pflegte, tritt zurück. Man spürt, wie der Maler sich den formalen Problemen zuwendet, sein Temperament zügelt.

Man nimmt wahr, wie kraftvoll der Strich Corinths ist. Man denkt an Franz Geis; der Pinsel hat fast lebendige Gewalt und schreibt in überraschend abkürzender Art den Eindruck hin; breit, machtvoll, voll Schwung. Daneben steht aber die Zartheit, die delikateste der Farbengebung. Ein wunderbarer Schmelz ist oft diesen Farbenharmonien eigen. Wie aus dem sprühenden Grau ein Blau oder ein Rot herausfließt, das ist feibelhaft malerisch empfunden und wenige werden Corinth diese Verbe nachahmen. Er ist in der Art, wie er aus dem Impressionismus das Malerisch-Große herausholt und den Moment zur Monumentalität fixiert, ein ganz Eigener und übertrifft an Ursprünglichkeit Liebermann. Bei Liebermann ist der Intellekt, das Bewußtsein; bei Corinth das Temperament. Und Corinth rückt immer näher an den Platz, der ihm gebührt, an den Platz neben Liebermann. Aus diesem Zusammenwirken, der Kraft des Strichs, der Zartheit und dem Schmelz der Farbe ergibt sich ein Rhythmus, der dem Werke in seiner Gesamtheit ein eindringliches Leben gibt. Aus diesen beiden setzt sich die wirkende Form zusammen, indem das Eine das Andere unterflügt und in Abwechslung variiert. Dadurch kommt es, daß diese Bilder so momentan wirken und doch Ruhe haben. Der Strich ist bewegt; die Farbe ist sorgfältig abgewogen und sparsam verteilt. Die ruhig-bewegte, malerische Wirkung resultiert daher.

In dieser Energie der Durchführung gewinnt das Gesamtwerk einen überaus großzügigen Charakter, dem man sich nicht entziehen kann. Und damit trifft Corinth auch für große Motive, wie die Kreuzigungsstizze, die richtige Haltung, trotz aller persönlichen Eigenheiten.

Dabei ist noch zu bemerken, wie sehr Corinth in seinen Porträts auf die Prägung des Charakters Rücksicht nimmt. Auch hier ist jede Kleinheit vermieden. Aus großen, markigen Massen setzt sich das Gesicht zusammen. Es dominiert aber der eine Ausdruck, der die Summe des Malerischen wie des Psychologischen zieht. Es ist eine Einheit da. Das sind wirklich Porträts.

Und in dieser Beziehung muß man zwei Bilder noch besonders erwähnen, in denen deutsche Art ohne jede üble Nebenbedeutung, einfach als Eigentümlichkeit, als Charakter zum Ausdruck kommt, den feierlichen „Eichbaum“, der mit seiner breiten Krone des Bild abgibt und ganz ausfüllt; in seiner liebevollen, treuen Nachbildung, die doch das Ganze im Auge behält, voller Kraft und Persönlichkeit und von schönem Schmelz in dem vielen Grün. Und dann das Vereinsbild: „der Trost“, in dem eine ganze Reihe biederer Gesichter zwanglos neben einander gestellt sind, jedes ein Typus, ein Charakter, und jedes in seiner Eigenheit liebevoll bis ins Einzelne durchgeführt. Dabei aber das Ganze durch einen feinen, grauen Gesamton malerisch zusammengehalten, so daß nichts sich vordrängt und eine schöne Ruhe das Farbige abdämpft.

Der „Bernd und Bund“ veranstaltet im Künstlerhaus seine erste Ausstellung. Man kann darin beim besten Willen keine Tat erblicken. Der Apparat macht Lärm, die Sache selbst gibt keinen Eindruck.

Vor allem tut Klärung not. Es macht sich ein Durcheinander geltend, das für das künstlerische Niveau nicht günstig ist. Man sieht Künstler, die eine eigene Art haben, aber sie sind nicht mit bedeutenden Arbeiten vertreten. Dann solche, die immer gern mitmachen, da sie die Aussicht lockt. Und manche mögen ahnungslos gekommen sein; man ist überrascht, sie hier zu sehen, mit der Empfindung, daß sie nicht lange bleiben werden. Namen, die etwas rüchändig geworden, freuen sich, hier wieder an die Öffentlichkeit zu kommen unter der Devise: Deutschtum, Hendrich, der Bengalier, steht neben dem schlichten Madensen. Das Theatralische neben dem Primitiven. Die Nichtigkeit neben dem Gehaltvollen. Es lebe die Vielseitigkeit!

Zu nennen wären: Hub. v. Heyden, dessen Arbeitslarren in abendlich erleuchteter Straße grell heraussticht, lebhaft und mit Schwung gemalt; Sambergers sprühende, aber schön schablonenhafte Porträts, die wie Momentbilder (mit Lenbachscher Aufnahme) wirken, aber in der Charakteristik trefflich sind. Dann schließen sich eine Gruppe Landschaftler zusammen: Volkmann mit seinen stimmungsvollen Naturauschnitten, die durch die liebevolle, eingehende Gestaltung Eigenart gewinnen, speziell der blühende Baum in schneeweißer Pracht auf grüner Wiese ist eindrucksvoll; dann Madensen mit einem blassen Abendbild aus Worpsswede, am Fluss Gestalten, ein Rahn, hinten Hütten, alle Dinge grau umhüllt und in dieser Auflösung eine große Form zeigend; ganz am Ende mit einem groß gesehenen Aehrenfeld, das den Bildraum fast ganz einnimmt, Halmen niden, ganz hinten nur, mit dem Turm heraussehend über die Aehren, ein heller Kirchturm; die Luft, die blau und sonnig schwingt, ist sehr gut gemalt.

Neben diesen sind als Gruppen zu nennen: Zumbusch, der in seinen kleinen Altstudien eine große Form anstrebt, alles Kleinliche entfernt, so daß sich ein Bild monumental wirkt; dann vor allem Thomas, mit dekorativ wie ein Fresko wirkenden, dunkelbraunen Vogenschützen vor blauem Himmel, aus der Zeit, da Thoma von Madens angeregt war; einige Landschaften von ruhig-altmeisterlicher Schönheit vertreten die einzelnen Perioden in Thomas Schaffen: eine dunkeltonige Abendlandschaft, ein Acker; dann eine helle, stimmende Blumentwiese mit tausend weißen, gelben, roten Blümchen, Hügelgelände, ganz hinten, am grünen Busch, geht ein Paar, sie in rotem Kleide; und eine stilisierte, archaisch behandelte Uferlandschaft, mit einer Stadt im Fernblick zeigt die dritte Note in Thomas Schaffen, der ein Bild ausreisen läßt, ehe er es weggibt und darum oberflächlichen Betrachtern oft unmodern erscheint, die diese künstlerisch zu schätzende Eigenhaft als Gemüt oder als Empfindung auslegen, da sie sich wirklich in die Dinge sich einbohrendes Verhältnis zur Welt nicht haben. Dagegen vergewaltigt Steppes in seinen stilisierten Landschaften die Natur zugunsten einer Nachahmung der alten, deutschen Manier; er erinnert an Kaspar David Friedrich, dessen norddeutsche Landschaften auf der Jahrhundertausstellung Aufsehen erregten; gewiß ist hier eine dekorative Note zu bemerken, schlicht und linear ist dieser Stil, aber das kommt nicht in Ruhe heraus, es hat etwas Gewalttames, Gewolltes.

Mit drei guten Bildern ist Walsche hier vertreten; der illustrative Charakter derselben gibt ihnen eine typische Note. In Farbe und Form ist der Charakter Berlins zum Ausdruck gekommen: der „Dachgarten“, die Restauration „Zur Walderdbeere“ zwischen trodenen Kiefern, das „Ziehende Volk“, das sind eigene Schöpfungen.

So muß man erst abwarten, was diese Künstlervereinigung später einmal bringen wird. In dem das Gute neben dem Nüchtern steht, verliert die Ausstellung an Charakter. Das technische Bemühen

fehlt. Gute Kunst wollen wir geben, sollten sie sagen, und das Deutlichkeit, das meist nur als Maske dient, zu Hause lassen.

Eine lehrreiche Ausstellung, die neue Perspektiven für Ausstellungsmöglichkeiten eröffnet, bringt der Kunstsalon Schulte. Er zeigt eine große Zahl von Bildern, die das Gemeinsame haben, daß sie in der Diez-Schule in München gemalt wurden. Das ist sehr lehrreich. Einmal wird der Wert der guten Schulung dargetan, der in unserer Zeit etwas in Mißkredit gekommen ist. Indem Namen von Trübner, Slebogt, Stauffer-Bern, Löffy hier vertreten sind, wird auch dem Widerspenstlichsten dargetan, daß Schulung das Talent nicht verdirbt, sondern erzieht. Sie hat die Begabung dieser Künstler nicht erstickt, sondern gefördert. Nur so ist es möglich, zu einer Tradition zu kommen, zu einem Stil, und im Zeitalter, wo man von Technik so viel redet, sollte darüber kein Zweifel sein. Wenn auch, wie man hier sieht, vielleicht gerade die im Schulstimm hervorragenden Schüler es zu nichts gebracht haben, und die Talentierten (Slebogt!) hier gar nicht so persönlich und auffallend hervortreten, so besagt das nichts gegen die Schule. Ja, man bleibt von dem Wert überzeugt, auch wenn hier durchweg in der alten, brauntonigen, dunklen Manier gemalt wird.

Wilhelm Diez ist selbst mit einer reichen Kollektion vertreten. Seine Gemälde, kleinen Formats, sind in gewissem Sinne Nachzügler der alten, historischen Malerei, doch bahnen sie ebenso eine neue Auffassung an. Diez malt zwar Szenarien aus der Mitterzeit, dem dreißigjährigen Kriege, aber er malt mehr das Genre darin, die Landschaft, die Bewegung, und er weiß dieses Leben malerisch darzustellen. Besonders die Studien muß man ansehen, sie zeigen viel ehrliche Arbeit. Gehöste, Bauern usw. Und so hat man das Gefühl, nur ein Rest Zeitgefühl zwang den Maler, nachher vom Leben Abschied zu nehmen und seinen Figuren das historische Gewand überzuziehen. Besonders ein Kopf, ein Akt und eine Dorfstraße mit einer Wäscherin sind von malerischer Wirkung.

Indem man aber neben diesen eigenen Arbeiten die Schule überfliehet, bekommt man erst einen Begriff von der Bedeutung dieses Künstlers, der in einer Zeit der Phrase für gute Arbeit sorgte. Ueber sechzig Künstler sind hier vertreten, die bei ihm lernten. Es tritt das Gemeinsame hervor, aber auch das Besondere, und zuweilen merkt man, wie die Schüler von sich weg zu Weib hinüberblicken, der ihnen Vorbildlich erscheint. So Duvened, dessen Porträts die breite Art Leibs zeigen.

Hervorzuheben sind folgende Künstler: Eibl, der eine Alte in grauer Erscheinung famos in einen grünen Hintergrund gestellt hat; Erdelt, dessen Bildnisse eine feste, bewußte Art zeigen, die von den alten Meistern gelernt hat; Herter, dessen Studie von einem Kinde durch seinen feinen, grauen Ton besticht; Löffy mit malerischen Hoffstuden in Grau, er war der Nachfolger von Diez und hatte dann selbst eine einflussreiche Schule; Slebogt mit einem Kindertopf, der durch die Frische der Farben auffällt; Trübner mit einer temperamentvoll gemalten Dogge.

Eine Gruppe Wiener Künstler will österreichische Kunst repräsentieren. Man betrachtet Nollis stille, farbeneine Partyszenen, die dekorativ wertvollen Entwürfe eines Fichtenwaldes, eines Apfelbaums von Alint, dessen Begabung hierin hervortritt, dann wendet man sich Andris markigen, charaktervollen Bauernbildern voll bunter, entschiedener Pracht zu und ist erfreut über die feinen, stimmenden Interieurs von Gaitner. Aber man wird sich hüten müssen, diese Auswahl als typisch wienerische Kunst zu nehmen.

Paul Höniger, der im Kunstsalon Gurlitt ausstellt, hat Monet, den Schilderer Pariser Straßen, und Pisarro, den modernen Landschaftler gesehen. Beides will er sein. Er schildert Straßen und Plätze von Berlin. Das ist stofflich schon wichtig, denn unsere Maler vernachlässigen sowohl Berlin wie seine Umgebung. Aber Höniger ist farbig zu schwer, dann wieder zu bunt; es fehlt ihm die nervöse Leichtigkeit. Die Dinge erscheinen zu kompakt. Auch ist er nicht fähig, Leute, Massen auf der Straße bewegt erscheinen zu lassen; sie sind steif. In den Stadtbildern fehlt das Zuckende; in den Landschaften das Duftige. Höniger hat viel gesehen, aber es fehlt am Eigenschöpferischen. Die Bilder erinnern in den Farben zuweilen an Drude. Es fehlt Glanz und Frische. Nur ein Bild von Alt-Berlin im Schnee ist breit und kraftvoll. — Die Heideschattungen Scherfenbergs haben eine gewisse Kraft und Intensität, doch sind sie farbig zu verwaschen, sie erinnern an Ury. — Alice Trübner malt in der Art ihres Mannes. Mit Vorliebe graue Fassaden im Grünen, oder grau und rot zusammen, grau blau (Puppen und Stilleben) mit breitem Strich und stumpfer Förmung, die der Bildwirkung Ruhe gibt!

(Nachdruck verboten.)

Der Polizeiknüppel.

Aus „Hundert goldene chinesische Märchen“.

Bearbeitet von Karl Kuhl.

Tun-Tshi-Slan, der bekannte Jouragelieferant der chinesischen Kavallerie, schenkte dem Obermandarinen Shi-Hei-Fu aus Dankbarkeit ein Pferd von ganz außerordentlicher Schönheit, und als er es dem neuen Besitzer übergab, machte er einer Kotau und sagte:

„Erhabener Shi-Hei-Fu, man kennt alle Deine großen Tugenden. Darum laße Deine Gnade groß werden und laufe für dieses Tier besseren Hafer, als ich armer Mann der Kavallerie des Kaisers liefern konnte. Auch erlasse den Befehl, es solle sich, wenn Du ausreitest, niemand mit einem Stod oder Knüppel zeigen, denn das Pferd hat davor einen unbefiegbaren Widerwillen!“

Der Obermandarine schielte sich, sofort nachdem Tun-Tshi-Slan fort war, hin und schrieb einen Erlaß an die Polizei, sie solle darauf achten, daß niemand aus dem Volke einen Knüppel tragen dürfe, wenn er, der Obermandarine, auf seinem neuen Pferde durchs Land reite. Wer den Befehl mißachte, der solle hundert Stodhiebe auf die nackten Fußsohlen erhalten.

Nach einiger Zeit unternahm Shi-Hei-Fu auf seinem neuen Pferde einen Ritt durchs Land. Anfangs ging alles gut und er freute sich ganz außerordentlich, aber das dauerte nicht lange; denn als er an einem Kreuzwege vorüberritt, erblickte das Pferd einen Schutzmann mit einem mächtigen Knüppel. Es scheute und begann so wild gegen den Schutzmann mit den Hinterhufen auszuschielen, daß Shi-Hei-Fu aus dem Sattel flog, ohne sich glücklicherweise zu verletzen.

Der Zorn des Gewaltigen wandte sich nun gegen den die Schutleute kommandierenden Taotai, welcher beschuldigt wurde, den Willen seines Vorgesetzten nicht zur Ausführung gebracht zu haben. Da wies jedoch der Angeklugte den erhaltenen Befehl vor, in welchem ausdrücklich gesagt worden war, daß niemand aus dem Volke einen Knüppel tragen dürfe, wenn seine hohe Erzelenz auf dem neuen Pferde durchs Land reite; die Polizei gehöre aber doch nicht zum Volk! — Das leuchtete Shi-Hei-Fu ein, aber damit war ihm in keiner Weise geholfen, denn das schöne weiße Pferd benahm sich seit dieser Zeit ohne jeden Respekt vor dem hohen Würdenträger, und schlug von nun an gegen jeden Psofen, jeden Laternenpfahl, kurz gegen alles, was auch nur im entferntesten an einen Knüppel erinnerte, aus, wodurch es seinen Gebieter wiederholt in Lebensgefahr brachte.

Shi-Hei-Fu wollte aber kein Mittel unversucht lassen, um das Tier von seiner üblen Gewohnheit abzubringen, und so ließ er für hohen Lohn die berühmtesten Vereiter kommen, aber es glückte keinem, das Pferd zu bessern, und für die erfolglose Mühe erhielt jeder eine gehörige Anzahl Stodschläge auf die nackten Fußsohlen.

Als sich kein neuer Vereiter mehr meldete, berief der Obermandarine einen hohen Rat, bestehend aus den größten Gelehrten seiner Provinz, und fragte die Langbeoposten:

„Gibt es denn in unserem Reiche niemand, der ein störrisches Pferd zähmen kann?“

„Darf ich meinen Mund öffnen, und würde ich Dich nicht durch den Hauch meines Atnes beleidigen?“ wandte sich ein alter Doktor der Staatswissenschaften an Shi-Hei-Fu.

„Rede, weiser Sho-Ma-Ti,“ entgegnete Shi-Hei-Fu.

„Wie wäre es, wenn Deine Erhabenheit die Hilfe Tshu-Mui-Lis in Anspruch nähme?“

„Des Taotais der Schuttmannschaft, dessen Dummheit an der ganzen Sache schuld ist?“

„O, Du unterschätzt seine Fähigkeiten,“ entgegnete Sho-Ma-Ti; denn bedenke doch, welch große Verdienste Tshu-Mui-Li sich um das Wohl des Vaterlandes erworben: Als neulich in der Provinz Pe-tschili eine Hungersnot ausbrach und das hungrige Volk nach Beifug wollte, um die satt und friedlichen Einwohner der Kaiserstadt zu berauben, da wurde Tshu-Mui-Li ihnen entgegengegangen, und sie blieben fort; als vor elf Monaten die Kulis von Kanton verlangten, daß man sie nicht nach dem Willen der weisen Obrigkeit für jede Kleinigkeit köpfen ließe, sondern ihre Lebenslage ein ganz klein wenig verbessern solle, da wurde wiederum Tshu-Mui-Li hingeführt und seit der Zeit war nichts mehr von den Vaterlandsverrättern zu hören. Sollte wohl ein Mann, der so großes vollbrachte, nicht auch imstande sein, den Eigensinn Deines Pferdes zu brechen?“

Die Rede fand bei allen Anwesenden ungetheilten Beifall und veranlaßte einen der anwesenden Würdenträger auszurufen: Auch ich hatte Gelegenheit, die außerordentlichen Fähigkeiten Tshu-Mui-Lis kennen zu lernen. Denkt Euch nur, Ihr weisesten Männer Chinas, die Spitzbuben, von denen der weise Shi-Hei-Fu soeben sprach, hatten mir eine sehr wertvolle Wase gestohlen. Da befaß ich Tshu-Mui-Li, mir die Wase zurückzuschaffen, und denkt Euch nur: gleich am anderen Tage brachte er mir zwei an Stelle der gestohlenen, die waren noch viel kostbarer und schöner als meine!“

Nun waren alle von den hohen Tugenden des Taotai überzeugt und Shi-Hei-Fu ließ ihn sofort zu sich rufen.

„Sage, bist Du wirklich so, wie man Dich schildert?“ fragte er ihn.

„Hoher Herr, o glaube Deinem Diener, daß er ganz ungerechtfertig schlechter gemacht wird als er ist,“ entgegnete Tshu-Mui-Li verlegen.

„O, nicht doch, man sagte mir, daß Du alles kannst; ist das wahr?“

„Alles,“ entgegnete mit der Miene größter Treueherzigkeit der andere.

„Dann ist es Dir gewiß auch möglich, meinem neuen Pferde das Ausschlagen abzugewöhnen, damit es mein gottgefälliges Leben nicht gefährdet.“

„O, nichts leichter als das,“ entgegnete Tshu-Mui-Li, und hoch erfreut ließ Shi-Hei-Fu ihn vom Stallknecht zum Pferde führen. „Welches Pferd ist es?“ fragte der Taotai,

„Dieses,“ entgegnete der Stallknecht, auf das schöne weiße Pferd zeigend.

„Mit welchen Beinen schlägt es aus?“

„Mit den Hinterbeinen!“

„Nimm jenen Hebebaum, der im Winkel steht, und bearbeite damit die Hinterbeine des Tieres.“

Der Stallknecht zögerte.

„Du willst nicht?“ rief Esbu-Mui-Di zornig aus, „warte nur, ich werde Dir Gehorsam gegen die Obrigkeit beibringen!“ Nach diesen Worten verfehlte er dem unschlüssigen Stallknecht eine schallende Ohrfeige, welche ihre Wirkung nicht verfehlte, denn nun ergriff der Gemahregelte den Hebebaum und schlug damit so lange gegen die Hinterbeine des Pferdes, bis das Blut in Strömen auf die glänzenden Hufe niederfloß und es schließlich laut stöhnend zusammenbrach.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Theater.

Neue freie Volksbühne (im Neuen Theater): „Die Hemsjöer“. Komödie von August Strindberg. Der grimme Weiberhasser, der giftige Satiriker Strindberg ein Humorist — wie ganz anders wirkt dies Zeichen auf uns ein! Bruno Wille gibt hierfür einen Schlüssel. Er erzählt von seiner Bekanntschaft mit Strindberg: „In einer Friedrichshager Kneipe sah der deutsch-polnische Dichter Stanislaus Przybyszewski mit Strindberg und mir; da ging auf einmal dem wortlaren Schweden wie Polen das Herz auf, weil sie auf den gemeinsamen Feind ihrer Vaterländer, den Russen, und dann auf allerlei Patriotisches zu sprechen kamen. Nun trug Strindberg am Klavier antirussische Spottlieder vor, die er improvisatorisch in deutscher Sprache radebrotete, dann kamen Anekdoten aus dem skandinavischen Volksleben und — auf einmal war Strindberg Humorist“. Aus seinem schon vor etlichen zwanzig Jahren geschriebenen Roman „Die Leute auf Hemsjö“ ist nun diese Komödie entstanden. Es sei gleich von vorne weg gesagt: ein Drama ist sie nicht. Die Kränze an Handlung einerseits, das epische, also hintereinander erzählende Element andererseits, endlich auch das Unvermögen, hieraus entspringende Unwahrscheinlichkeiten auf der Bühne wahrcheinlicher zu machen, allzu läppisches zu vermeiden, verhindern diese Dramatisierung ein Drama zu heißen. Damit sind denn schon alle hauptsächlichsten Schwächen angedeutet, und manche Mitglieber der Neuen freien Volksbühne werden sich verwundernd gefragt haben, daß ihnen so ein „Drama“ wohl noch nicht vorgelegt worden sei. Indessen dürfte das Stoffliche das eigentliche Veremden an dem ganzen Stücke sein. Ja vielleicht lachen wir auch über den „verrückten Witzel“ Strindberg selbst und glauben nun, was wundervoll Geschicktes damit vollbracht zu haben. Kurz: der Dichter wird jedenfalls wieder einmal zum Sündenbock gestempelt werden — weil er sich herausnahm, die Bewohnerschaft irgend eines schwedischen Stranddorfes als frech-dachig-fröhliche Abberiten zu schildern. Warum auch nicht? Das ist doch Bündstoff für eine wirkliche Komödie. Mag der Ton, der hier die Musik macht: der Humor also, immerhin nordisch klingen, Humor bleibt es auf alle Fälle. Strindberg hat da einmal eine Seite seines Gemüts hervorleuchten lassen, die er meistens klein verbirgt, oder welcher Satan Satire sonst stets die Ursprünglichkeit und Wärme entzieht. Mit fastigem Behagen, ja mit Shakespeareisender Laune und derber Realistik ist der Dichter dem ihn köstlich reizenden Stoff zu Leibe gegangen. Der Gang der Hemsjöer zum Wühlgange, zum Liebeln, Trinken, Schmuggeln und Pressen ist ja auch bei uns nichts Seltenes. Der Pfarrer von Hemion, ein faustisch fluchender „Teufelskerl“ — kennt seine Leute. Er puht sie wie Lausbuben herunter — aber er ist weit davon, ihnen ihre „verfluchten Sitten“ zu nehmen. Er trinkt mit ihnen den seinen Kognal und Sekt, obwohl er weiß, daß der geschmuggelt sein könnte. Dasselbe weiß auch der Aufseher vom Seezollamt — nichtsdestoweniger trinkt er ihn. Wer erinnert sich da nicht an unferes verstorbenen Emil Rosenow's sächsische Dorfkomödie „Rater Lampe“, worin ja der Polizeier und der Gendarm gemüthlich mithelfen, den geschlachteten Rater als vermeintlichen Hasenbraten zu verzehren? Nur daß hier doch eine feine Satire aus einem sozialen Hintergrunde hervorgut — was bei Strindberg nicht der Fall zu sein scheint. Ihn reizte lediglich die Komik hinter allen Vorgängen. Man merkt es an der sprudelnden Leichtblütigkeit der ganzen Komödie. Diesen Ton festgehalten zu haben ist das beste Verdienst der Darsteller. Den überschlaun Knecht Carlsson wird man sich ja auch noch etwas anders vorstellen können, als wie ihn Paul Schwaiger anpakte. Aber so wie er ihn auf die grotesk-tomische Wirkung herausgestellt hat, war es ein ganz verflügter Kerl, und der tüchtige Charakterdarsteller hat jedenfalls die Lächer auf seiner Seite gehabt. Dann Meta Marella: eine famose Rabam Flod; und Wilhelm Schmidt-Häpler als beständig

torfelnder Aufseher Westmann, Marie Klümer als Fischhändlerin mit geschmiertem Mundwerk, Hans Andresen als derbpolternder Pastor Korström, sowie mit schicklichem Bemühen auch verschiedene Vertreter von kleineren Episodenrollen: — sie alle spielten frisch und frisch, getragen von der tollen Laune Strindbergs, der, wenn er auch als Dramatiker daneben gehauen hat, doch immer der große Dichter bleibt. o. k.

Meteorologisches.

Flusstäler in den Wolken. Es ist von Luftschiffern mehrfach die Beobachtung gemacht worden, daß sich in Wolkenmeeren, die sich häufig als eine zusammenhängende Decke unter einem in größere Höhe aufgestiegenen Luftballon ausdehnen, eigentümliche Linien auszeichnen, die den Vergleich mit Tälern in diesen Wolkenmassen hervorgerufen. Der Luftschiffer K. von Vassus hat schon einigemal in den „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen“ unter Beigabe trefflicher Photographien solcher Wolkenmeere nachzuweisen versucht, daß jene Wolkentäler in Zusammenhang mit Flusstälern stehen, die in der betreffenden Gegend auf der Erdoberfläche vorhanden sind und deren Verlauf von jenen Wolkentälern nachgeahmt wird. Es würde sich also um eine Beeinflussung der Wolkendecke durch ein darunter befindliches Flusstal handeln. Da gegen diesen Schluß noch immer Zweifel geltend gemacht worden sind, führt jetzt Vassus in derselben Fachzeitschrift eine neue Beobachtung dafür ins Feld, die gelegentlich bei einer wissenschaftlichen Ballonfahrt des Münchener Vereins für Luftschiffahrt im letzten November gemacht wurde. Der Aufstieg führte den Ballon bis zu etwa 4000 Meter Höhe und gewährte den Insassen der Gondel den herrlichen Genuß, auf ein im allgemeinen völlig ebenes und blendend weißes Wolkenmeer hinauszusehen, das südwärts bis in die Vorberge der Alpen hineinbrandete. Bald wurde den Beobachtern in dieser einheitlichen Wolkenmasse eine dunkle Furche bemerkt, die mit vielen kleinen Windungen von Südwest nach Nordost verlief. Es konnte später festgestellt werden, daß diese Wolkensfurche in ihrem Verlaufe genau dem darunter liegenden Flusstal der Amper entsprach. Außerdem waren noch einige weniger stark ausgeprägte, aber sonst ähnliche Furchen sichtbar, jedoch war ein solches Wolkental, das dem Lauf der Arar entsprochen hätte, merkwürdigerweise nicht zu erkennen. Vermuthlich hängt die Erscheinung damit zusammen, daß die Luft über einem Flusstal etwas weniger Staub enthält, und daß dadurch auf diesen Strecken die vom Staube getragene Verdichtung des Wasserdampfes zu Wolken eine geringere ist.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Der Stickstoff als Ernährer und Mörder. Will man nach Goethes Beispiel menschliche Seelenstimmungen auf chemische Grundstoffe übertragen, so könnte man den Stickstoff zunächst als einen phlegmatischen Egoisten bezeichnen. Er ist ein farbloses, geruchloses und geschmackloses Gas, negativ also in seinem ganzen äußeren Gehaben. Ohne jede Leidenschaft für seinesgleichen scheint er an dem mächtigen Walten der chemischen Verwandtschaft keinen Anteil zu nehmen. Nur die stärksten Bekwörnungen des Chemikers, die Wirkungen des Induktionsfunken oder des elektrischen Lichtbogens, sind imstande, seine hochmütige Vereinsamung zu durchbrechen und ihn zu Wüthigkeiten zu veranlassen. Wenn er sich aber einmal bequemt hat, mit anderen Elementen zu partieren und in die Mannigfaltigkeit anorganischer und organischer Verbindungen einzugehen, so gefallt er sich gleichsam in Paradoxen, indem er zu ebenso ausgesprochenen als gegenwärtigen Eigenschaften Anlaß gibt und bisweilen recht choleriche Anfälle bekommt. Stickstoffverbindungen bauen alles organische Leben auf und sind ein unerläßlicher Bestandteil tierischer und pflanzlicher Nahrung. Die Stickstoffdüngung des Bodens ist ein Problem von weltumfassender Bedeutung. Aber derselbe Stoff, der in Form von Einweiß und salpetersauren Salzen Leben aufbaut und erhält, läßt sich mit Kohlenstoff und Wasserstoff zu der mörderischen Blausäure vereinigen. Er ist ein wesentlicher Baustein der Alkaloide, unter denen sich die schlimmsten Mordwaffen, wie das Gift des Schierlings, das Pfeilgift, die Leichengifte und ähnliche befinden. In weit ausgedehnterem Maße jedoch äußert der Stickstoff in den meisten Sprengmitteln seine Mordlust. Wenn man einen einwieberischen Menschen gegen seinen Willen in Gesellschaft schleppt, wird er leicht ungemüthlich und macht sich jäh aus dem Staube. Genau so benimmt sich der Stickstoff in Schießpulver, im Dynamit und vielen ähnlichen Körpern. Aller Arbeitsaufwand, der nötig war, um ihn zur Geselligkeit zu zwingen, hat sich gleichsam als Groll in ihm gespeichert, der auf den kleinsten Anstoß hin mit einem dauernden Wutausbruch wieder die Freiheit sucht. Manche Stickstoffverbindungen wie die des Chlor und des Jod sind so tiglich, daß es genügt, ein Tröpfchen oder ein Partikelfchen davon mit einer Federpese zu berühren, um den Häftling mit pistolenkugpartigem Knall aus dem Dunde zu befreien. Die wichtige Rolle, die der Stickstoff als Mehrer des Lebens wie des Todes für die Menschheit bescheidet, gleicht im gewissen Sinne, wie im „Lancel“ treffend ausgesprochen wird, der des mordenden und pflegenden Eisens. Man kann ihn als Pflugschar und Schwert unserer Tage bezeichnen.